

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 1

Artikel: Der Leithund
Autor: Hepner, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geflecht und Lehm, der die Funken auffing, daß sie das Strohdach nicht erreichten. Darin hing Fleisch im Rauch. Ein kleiner Backofen wärmte die eine Stube, wenn er gebraucht wurde. In doppelter Mannshöhe waren etliche Stangen mit hölzernen Haken, an denen Weidenringe mit je etwa einem Duzend Fische hingen. Mit dem neuen Erlenslaub war der erste Nasenzug gekommen und hatte schon viele geliefert.

Kochtöpfe und allerlei Holzgefäße, auch Teller und Löffel aus Holz füllten ein Brettgestell dem Herde gegenüber. Um die eine Ecke lief eine Sitzbank. Davor stand ein Tisch auf gekreuzten Beinen. In einer andern hatten die Männer ihre Werkzeuge und Waffen, Netze und Sägen, Bogen, Köcher und Speere.

Die kleine Tenne zwischen Küche und Stall diente zum Dreschen von Hirse, Korn und Haber, daneben als Schopf für Karren und größere Geräte.

Die Küche hatte nur einen Lehmbooden, aber das Stubenwerk war unterkellert. Nur wohlhabende Leute vermochten eine so stattliche Blochhütte. Trotzdem würde jetzt niemand gerne in einem solchen Hause wohnen, sein Weg hätte ihn denn in die Wildnis geführt oder auf das Pflaster einer großen Stadt. Die Glasfenster fehlten; nicht einmal das Schloß besaß sie. Im Winter war es entweder finster oder kalt in den Stuben. Nur kleine, mit Leinwand oder geöltem Papier überspannte Ausschnitte in den Läden ließen einen Schimmer von Licht herein. Darum wurde in jenen Zeiten die Wiederkehr des Frühlings so warm begrüßt und von Dichtern besungen. Fenster mit Hornscheibchen oder teurem Glase zierten zuerst die Kirchen. (Fortsetzung folgt.)

Der Leithund.

Von C. Hepner.

Es war im Winter 1910. Dr. Winfried hatte seit kurzem mit seinem Assistenten das Hospital im Hafen von St. Anthony, an der Westküste von Neufundland, verlassen, um den jungen Arzt mit dem Innern des Landes bekannt zu machen.

Meilen und Meilen eintöniger Schnee-Einsamkeit, in der selbst die Wälder versinken. In weiten Abständen kleine Niederlassungen, die der Arzt im Notfall aufzusuchen hat. Beförderungsmittel einzig und allein der kleine einsitzige Eskimo-Schlitten mit zehn bis zwölf davorgespannten Hunden.

Sie hatten in der Blochhütte, die sich vornehm Klubhaus der Niederlassung nannte, Rast gemacht und waren gerade dabei, ihren Hunden eine besondere Mahlzeit für die morgige Rückreise zu geben.

Das ist nun durchaus keine so glimpfliche Sache. Den Löwenanteil beansprucht zunächst der Leithund, der immer ein hervorragend starkes, fluges Tier ist. Eifersüchtig wacht jeder andere Hund darauf, daß auch er einen gehörigen Anteil bekommt; im Nu ist dem andern ein Felsen entrissen, und schon gehen sie wütend aufeinander los.

So kam es, daß sie das Herannahen eines neuen Schlittenzuges erst merkten, als er schon nahe war, und die fremden Hunde, angezogen vom Duft der Fütterung, in verrätem Galopp dahersausten. Mit beiden Händen hielt der Mann im Schlitten sich krampfhaft fest, zappelte aber bereits im nächsten Augenblick im Schnee, während alle Hunde ein jappendes, heulendes, sich windendes Knäuel

bildeten. Man konnte nichts tun, als lachend zuschauen, denn nichts geht diesen Hunden noch über eine gute Mahlzeit, als eine gehörige Rauerei.

Als der Bursche seine Gliedmassen aus dem Schnee herausgeklaubt und die Hunde sich beruhigt hatten, konnte man endlich seine Botschaft hören:

„Sie sollen nach Island Harbor kommen, Doktor, da ist alles krank, und sie wissen nicht, was sie machen sollen.“

„Um, wie lange hast du bis hierher gebraucht?“

„Nur zwei Tage, Doktor.“

„Was? Zwei Tage? Das ist lange; du bist wohl immer an der Küste entlang gefahren?“

„Wie sonst? Noch keiner von uns ist quer durchs Land gefahren, da ist keine Spur von einem Wegzeichen; einfach ausgeschossen.“

Der Arzt überlegte: bis nach Island Harbor waren's höchstens fünfzig bis siebzig Meilen; fuhr man quer durchs Land, konnte man's in der Hälfte der Zeit machen. Aber da lag eben der Haken. Quer durch, das bedeutete, wenn man die Richtung verlor, eine verzweifelte Fahrt durch unwegsame Wälder mit uralten, umgestürzten Baumriesen, mit zahllosen Gruben, die der Schnee trügerisch verhüllte, und in die man rettungslos versank.

Eine schreckliche Geschichte! Aber das Wagnis reizte sehr.

Natürlich sprach man am Abend im Klub, als die Pfeifen in Brand waren, von nichts anderem. Die einen waren dafür, die andern dagegen, wie das immer so ist.

Da hörte man draußen Schnee abklopfen und Füße scharren, und herein trat eine verummte Gestalt, die sich nach und nach als Harry, der Pelzjäger, entpuppte, ein Sportsmann, der hier in der Gegend so gut wie zu Hause war.

„Harry“, riefen die Klubleute, „du kommst wie gerufen, hier der Doktor will morgen quer durch nach Island Harbor. Was sagst du dazu?“

Seine kühnen stahlblauen Augen musterten den Arzt einen Augenblick, dann sagte er kurz:

„Ich werde Sie ein Stück auf den Weg bringen.“

Es war ein etwas bedenklicher Umstand, daß der Doktor diesmal nicht mit seinem alteingefahrenen Hundezug gekommen war. Nur Lux hatte er mit, den Leithund, und auf den konnte er sich verlassen. Es war ein gelbbrauner, ungemein kräftiger, noch junger „Neufundländer“, den er selbst aufgezogen hatte und mit dem er nun den zweiten Winter fuhr. Seinen ganz ungewöhnlichen Pfadfindersinn hatte er schon oft bewiesen. So einmal bei einer Fahrt über den gefrorenen großen See, bei entsetzlichem Schneesturm, wo er den Doktor genau zur Niederlassung brachte, die das Ziel war.

Den Weg, der am nächsten Morgen angetreten werden sollte, hatte Lux mit einem andern Schlittenzug schon einmal gemacht, allerdings zu einer andern Jahreszeit, und es war die Frage, ob man auf sein Gedächtnis zählen durfte.

Den Abend über wurde noch heftig geredet und beraten. Der Doktor zeichnete den Weg, den sie zu nehmen hatten, auf ein Stück Papier, zog alle Wälder, Seen, Sümpfe und sonstige Hindernisse und Kennzeichen in Betracht und Harry tat seine Erfahrungen hinzu. Eine spaßige Landkarte brachten sie so zustande. Schließlich gaben die Klubleute ihren Segen und alles ging zur Ruhe.

Der Himmel war bewölkt und es war kalt und dunkel, als Dr. Winfried in der Morgenfrühe die Hunde rief. Sie waren gut gezogen; obgleich sie Gott weiß wo übernachtet hatten, in irgend einem Schuppen, auf einer Hauschwelle, oder einfach im Schnee eingebuddelt, kamen sie sofort auf den Ruf und rieben ihre Nasen an den Händen.

Der Arzt und sein Assistent hatten jeder einen eigenen Hundezug und Schlitten, in den sie auch die medizinischen

Sachen und die Mundvorräte verstaute. Dann kam Harry und nahm die Spitze des Zuges.

Die Fahrt ging glatt und schön. Gegen zehn Uhr waren sie aus den ersten Waldungen heraus und bei dem sogenannten „Hängenden Moor“, bis wohin Harry den Weg hatte zeigen wollen. Sie machten halt, tranken einen heißen Abschiedstee und merkten aufmerksam auf seine letzten Weisungen und Ratsschläge.

„Es ist ganz einfach“, sagte er zum Schluß, „gar nicht zu verfehlen.“

Als sein Schlitten in der Ferne entschwinden und vor ihnen nichts war als endlose schneeige Weite, sahen die zwei Medizinmänner einander an und gestanden, daß sie keine Ahnung von dem Weg hatten. Die einzigen Hilfsmittel waren die Kompassse, die die allgemeine Richtung gaben, die Netze, um im Notfall einen Weg zu bahnen, ein wagemutiges Herz und — Lux.

Ob er ein Bewußtsein von seiner Bedeutung hatte? Ein seltsamer Ausdruck war in seinen Augen und in seiner Haltung, während er ungeduldig an der langen Leine hin und her trat. Er wandte keinen Blick von seinem Herrn, hob die Mundwinkel, als ob er grinste, und wartete auf das Kommende.

„Sagen Sie kein Wort“, rief der Assistent, „wir wollen sehen, ob er die Führung nimmt.“

Man gebraucht bei einem Leithund keine Zügel, sondern lenkt nur durch Zuruf.

„Hi!“ schrie Dr. Winfried und durchschnitt die Stride, mit denen die Schlitten an die Bäume gebunden waren, damit die ungeduldigen Hunde nicht losfuhren, ehe die Männer fertig waren.

Die Schneeoberfläche dieser Hochebene war prächtig und die Hunde in bester Laune; die Männer saßen still und ließen sie laufen. Der Weg ging jetzt durch Waldungen. Der Doktor war nach jahrelangen Erfahrungen „Indianer“ genug, um zu merken, daß Lux einen alten, freilich kaum mehr erkennbaren ausgehauenen Pfad verfolgte, und die Zuversicht stieg bedeutend. Bald aber kamen sie wieder in offenes Land, in glatte Schneewüste. Jedes Merkzeichen hörte auf und man konnte nichts tun, als auf Lux vertrauen, der zwar im Tempo nachgelassen hatte, aber immer fröhlich weitertrabte, als ob er genau wüßte, was er zu tun habe.

Auf der selbstverfertigten Landkarte hatte der Arzt an einer gewissen Stelle einen einsam stehenden Wachholderbaum eingezeichnet, aber es war ihm unterwegs überflüssig erschienen, das Machwerk anzusehen. Auf einmal rief's von hinten:

„Da ist er!“

„Wer?“ fragte Dr. Winfried überrascht. Dann sah auch er den Wachholderbaum in der Ferne und sah gleichzeitig, wie Ring sich umdrehte und lachte.

Etwas später hatten sie die höchste Erhebung erreicht; Dämmerung legte sich langsam über das Land. Es schien ganz ausgeschloffen, noch an diesem Tage Island Harbor zu erreichen und der Doktor erwog im stillen, ob es nicht ratsam sei, für ein Nachtquartier zu sorgen.

Durften sie sich noch auf Lux verlassen? Er war plötzlich rechts abgelenkt und schien etwas zu suchen. Eine Minute später aber stürzte er mit erneuter Geschwindigkeit in den Wald. Der Doktor blickte zurück und sah, daß auch sein Gefährte das halbverwischte Artzeichen am Stamm einer Birke entdeckt hatte.

Nun ging es unauffällig bergab, immer mit vorsichtiger Umgehung von Sturmbrüchen und Gruben; sie fühlten, wie mit jeder Minute die Entfernung sich verminderte.

Für einige Abwechslung sorgte „Schneeball“, ein junger, noch nicht eingefahrener Hund im Zuge. Mit Vorliebe machte er mitten im Traben Seitensprünge, dann gab es

einen Ruck im Zuge und alsbald ein schauerhaftes Durcheinander. Die im gleichmäßigen Trab gestörten Hunde fielen wütend über den Außenseiter her, bis ein Knäuel von Leinen und Hunden entstand, das man mit Ausbietung aller Geduld zu entwirren hatte.

Lux fuhr im rechten Winkel über einen großen See, erklimmte das steile Ufer und nun breitete sich wieder in gleichmäßiger Eintönigkeit eine riesige Fläche aus. Nirgends ein Wegzeichen. Sie hofften wenigstens, auf Abdrücke von Schneeschuhen der Jäger zu stoßen — nichts dergleichen war zu sehen, nur hie und da, wie eine Geisterhand im Schnee, die Streifen einer Krähenchwinge. Lux aber trabte zuversichtlich vorwärts und man konnte nichts tun, als still sitzen und ihn machen zu lassen.

Als sie um eine riesige Schneewehe bogen, war seitwärts eine deutliche Fuchsspur zu sehen. Lux sprang geradezu hinein und sämtliche Hunde begeistert ihm nach. In rasendem Lauf ging's der Fahrt nach, Lux schien alles andere vergessen zu haben. Die Männer saßen wie die Narren zähneknirschend in den Schlitten, während die Hunde sich ein Jagdvergnügen leisteten. Es war geradezu beschämend.

„Durchhalten!“ schrie der Arzt, „auf Treu und Glauben!“

„Meinen Sie, daß Lux noch weiß, was er zu tun hat?“

Lux, als er seinen Namen hörte, wandte im vollen Galopp seinen Kopf nach seinem Herrn um und grinste.

Es war eine verheulene Geschichte. Nie hätte der Arzt gedacht, daß einem die infame Fuchsfahrt so in die Quere kommen könnte.

„Was wollen wir tun, Doktor?“ sagte der Assistent, „in diesem Biest von einem Hund steckt der Teufel, schau'n sie ihn doch nur an.“

Lux sah aufrecht auf seinen Hinterbeinen und sah Dr. Winfried aufmerksam ins Gesicht, als ob er ihm die Worte vom Munde ablasse. Als die Blicke sich kreuzten, legte er den Kopf schief auf die Seite und streckte die Zunge heraus. Die Hand des Mannes zuckte nach der Peitsche — aber im nächsten Augenblick schämte er sich dieser Regung.

Es wurde spät und man mußte endlich zu einem Entschluß kommen.

„Sollen wir ihm nochmals Vollmacht geben?“ fragte der junge Arzt, „vielleicht kommt er nun endlich von dieser vermaledeiten Fuchsfahrt los.“

„Es bleibt uns ja doch nichts anderes übrig“, sagte Dr. Winfried und warf sich wieder in den Schlitten.

„Hi!“ — Los galoppierten die Hunde und, weiß Gott, wieder in der Teufelsfahrt! Aber nicht mehr lange. Sie kamen an einen Fluß und dort verlor sie sich unter Weidenbüsch. Der Fluß ließ auch sonst die Hoffnungen hochschnellen, irgendwie mußte er doch einmal an die Rüste kommen.

Aber das war eine Enttäuschung, er mündete in einen See, und wieder dehnte sich endlose Weite aus.

Nach einer Weile kamen waldige Hügel in Sicht. Ohne Zögern trabte Lux darauf los. Im Nu waren die Höhen genommen und in rasendem Lauf stürmten die Hunde hinunter auf eine kleine Baumgruppe zu.

„Jetzt ist's genug!“ schrie der Arzt und hielt die Hunde an, „hier wird Nachtquartier gemacht!“

Sein Kamerad kam herbei und blickte vorwurfsvoll auf die Hunde; er hatte sich doch mehr von ihnen versprochen, namentlich von Lux.

Die Hunde, froh der Ruhe, legten sich in den Schnee und bissen sich die Eiszapfen aus dem Fell. Lux allein stand und schaute gespannt in die Landschaft, dann wandte er sich zu den Hunden, wie er es zu tun pflegte, wenn sie schlapp wurden und er die Reihe entlang lief und nach ihnen schnappte, um sie anzufeuern.



Kellerwirtschaft. Nach einer Zeichnung von H. v. Arx (1802—1858), Ex. des Klötzlikeller.

Das änderte den Entschluß. Noch einmal sprangen sie in die Schlitten — eine Viertelstunde später waren sie auf gebahntem Weg, um gegen acht Uhr in Island Harbor zu halten.

Sie stellten eine beginnende Epidemie fest und konnten sofort Gegenmaßnahmen ergreifen. Die durch Lux ersparten vierundzwanzig Stunden hatten viele Leben gerettet.

Sie arbeiteten angestrengt die halbe Nacht, für die Hunde hatte man Sorge getragen. Ehe der Arzt sich endlich zur Ruhe begab, trat er noch einmal hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Als er auf die Schwelle trat, rief sich etwas weich an seinen Beinen — in der Helle, die aus der offenen Türe fiel, blickte er geradeaus in Lux' Augen.

Sie fragten: „Bist du nun zufrieden mit mir?“

Da bückte er sich, schlang seine Arme um den Hals des Hundes und liebte ihn. — Dann gingen beide schlafen.

Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften.

Von O. Braun.

Alles Alte ist einmal neu gewesen und alles Neue wird einmal alt. Das Neue wird wieder durch das Neuere verdrängt und je mehr Neuere und Neues entsteht, desto weiter rückt das Ältere ins Dunkel ...

Als ich vor ein paar Wochen mit einem Freunde beim Abendtrunk im Klötzlikeller saß, mußte ich unwillkürlich der obigen Worte gedenken, mit denen Dr. Ed. Plazhoff-Dejeune seine im Büchlein „Lebenskunst“ behandelte Studie über „Das Neue und das Alte“ eingeleitet hat.

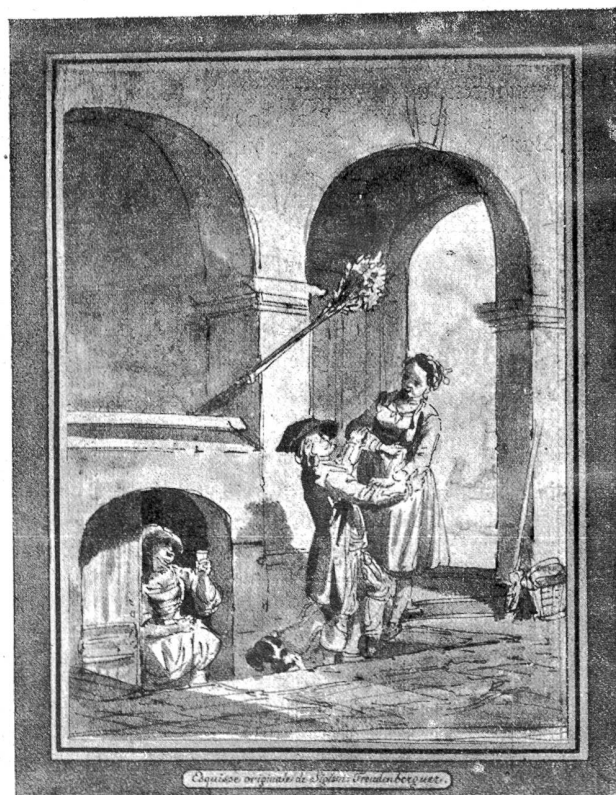
Das Ältere rückt ins Dunkel

So ist es auch mit den ehemaligen zahlreichen Kellerwirtschaften gegangen, sie sind, wie so viele historische Bauten, Denkmäler, Erinnerungsstätten usw. ins Dunkel gerückt, der Zerstörung, der Vergessenheit anheimgefallen.

Wie ich aus der im „Neuen Berner Taschenbuch“, Jahrgang 1910, erschienenen Abhandlung von Dr. Ad. Lehner: „Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften“ entnommen habe, betrug die Zahl der bernischen Kellerwirtschaften im 18. Jahrhundert nicht weniger als 200, die im Grunde nichts anderes als sogenannte Eigengewächswirtschaften waren. Der sehr einträgliche Weinhandel, das ein-

zige Gewerbe, das in den oberen Kreisen nicht als entwürdigend galt, war den regimentsfähigen Geschlechtern vorbehalten, die in der Waadt, am Bielersee und im Murgau viele Reben besaßen und für deren Vertrieb sie in ihren Kellern sogenannte Zapfenwirte anstellten. Fremde Weine durften ohne besondere Erlaubnis (Patent geheißen) nicht ins Land und fremd nannte man alle Weine, die außer Ihrer Gnaden Land gewachsen waren, wobei indessen Neuenburg und Neuenstadt, als im Burgrecht stehend, ausgenommen wurden. Die überflüssigen, an die Tavernen und Weinschenken zu Stadt und Land nicht verkauften Weine wurden an die Kellerwirtschaften abgegeben. Dabei soll es oft vorgekommen sein, daß eine Patriziertochter den Weinauschanf persönlich besorgte, was aber mit der Zeit als nicht standesgemäß verboten ward, worauf allgemein „Kellermägde“ angestellt wurden.

Die große Zahl der alten Weinschenken, so berichtet uns Lehner, erklärt sich daraus, daß es neben ihnen nur etwa 6 Gasthöfe (Tavernen oder Herbergen) und doppelt so viel Gesellschaftsstuben gab. Für das übrige Volk, zumal das Landvolk, waren nun eben die oben erwähnten Keller da, wo stets reger Besuch herrschte und es dabei oft lebhaft zuging, was sich aus den damaligen Zeitverhältnissen heraus erklären läßt. In Jahren, da, wie z. B. 1631 und 1632, die Kornpreise bedeutend niedriger standen als vorher und nachher und da auch der Wein sehr billig war, konnte die Obrigkeit sogar in den Fall kommen, durch Sitten-



Stellt vielleicht den Bibliothekskeller an der Kesslergasse dar. Originalskizze von Sigm. Freudenberger (1745—1801).

mandate einzuschreiten. So steht in einem dieser Mandate u. a. geschrieben: „In dieser wohlfeilen Zeit habe der Bettelstand nur noch zugenommen, bei den meisten dieser